



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Geschäftsparlament und ein Radauparlament. Wenn eine Körperschaft die ihr obliegende Arbeit verrichtet, so muß man mit ihr zufrieden sein. Der Reichstag hat bis jetzt ein hübsches Stück Arbeit verrichtet (oder vielmehr der Bruchteil des Reichstags, der aus den pflichtgetreuen Abgeordneten besteht, die das nicht gering anzuschlagende Opfer bringen, ohne Diäten ein halbes Jahr in Berlin auszuhalten und sich in fast täglichen Kommissionsitzungen mit sehr mühseligen Arbeiten abzulagen). Er hat es ohne sensationelle Kammer szenen gethan und, soweit das bei so vielen widerstreitenden Interessen und Ansichten möglich ist, so ziemlich zu allseitiger Zufriedenheit; wird doch die Erledigung des Handelsgesetzbuchs sogar vom Vorwärts für einen Fortschritt erklärt. Nur aus den Streichungen am Marineetat, d. h. an den unerwarteterweise nach der ersten Lesung in diesen Etat eingestellten Forderungen, hat ihm ein ernstlicher Vorwurf gemacht werden können, dabei aber müssen ihm die Überraschung und die verhältnismäßige Neuheit der Anschauungen, auf denen diese Forderungen beruhen — frühere Denkschriften des Reichsmarineamts haben sich ganz anders ausgesprochen —, als mildernde Umstände zugebilligt werden.

Man kann aus niemandem mehr herausbringen, als in ihm steckt, und es wäre unbillig, von einem fleißigen, nüchternen Arbeiter eine geniale Initiative zu großen, neuen Dingen zu erwarten. Am 2. April hat sich dem Reichstage die Gelegenheit zu einer solchen dargeboten. Bestünde er aus Männern von weitem Gesichtskreis und großer Gesinnung — aber wo sollten wohl solche im heutigen Deutschland herkommen? —, so würde er den Antrag Liebermanns von Sonnenberg auf Wiedereinführung der konfessionellen Eidesformel mit dem Beschlusse beantwortet haben, den Gerichtseid ganz abzuschaffen. Vor einundzwanzig Jahren hat Konstantin Höpfer in seinem bei Fr. W. Grunow erschienenen Buche: „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage“ über die unerträgliche, eine baldige Beseitigung fordernde Gewissensnot aller gläubigen evangelischen Christen geklagt, in die sie der Staat dadurch versetze, daß er sie zwingt, vor Gericht gegen das ausdrückliche und strenge Verbot Christi Eide zu schwören. Nichts ist begreiflicher, als daß in den Anfängen der Kultur — und das Mittelalter war ein neuer Kulturansatz —, wo Priester die Gebieter und Lehrer der Völker sind, allen bürgerlichen Verrichtungen und so auch den Gerichtsverhandlungen ein religiöser Charakter aufgeprägt wird. Nichts ist auch erklärlicher, als daß sich der absolutistische Staat, der die Kirche zu seiner Magd gemacht hatte, des kirchlichen Glaubens oder Aberglaubens und der priesterlichen Schreckmittel für seine Zwecke bediente und unter anderm in der Furcht vor Gott oder vielmehr vor der Hölle ein schwaches Ersatzmittel für die mehr und mehr aus der Mode kommende Folter sah. Aber was in aller Welt hat denn der heutige Verfassungsstaat, der rein weltlicher Natur ist und der Kirche die ihr gebührende Selbständigkeit zugesteht, mit dem religiösen Eide zu schaffen? Und wie in aller Welt kommen gläubige Christen dazu, in dem Gerichtseid eine Art Gottesverehrung zu sehen? Heißt es Gott auf christliche Weise ehren, wenn man ein ausdrückliches Gebot Christi von Staats wegen übertritt? Heißt es Gott ehren, wenn man alljährlich viel hundert Meineide erzwingt? Denn entdeckt oder verfolgt werden ja doch nur die allerwenigsten. Und wäre denn der Zweck des Zeugnisses nicht ganz ebenso gut durch die bloße Strafandrohung zu erreichen? Was sichert denn — soweit es überhaupt geschieht — die Wahrhaftigkeit der Zeugenaussage? Doch nicht etwa der Glaube an ein göttliches Strafgericht? Wenn das die Meinung wäre, dann würde der Staat den Meineidigen nicht selbst strafen, sondern ihn seinem göttlichen Richter überlassen,

in der Erwartung, daß dieser durch einen Blitzstrahl seinen Leib zerfchmetterern und seine Seele in die Hölle stürzen werde. Nein, es ist gar nichts Religiöses dabei, sondern die Zuchthausstrafe soll den Erfolg sichern. Kann man denn aber die Zuchthausstrafe nicht in diesem Falle wie in vielen andern Fällen verhängen, ohne unsern Herrgott, Jesum Christum und das heilige Evangelium in alle diese Quatschgeschichten hineinzumengen, bei denen die Leute ihre vermeintlichen Wahrnehmungen über Haar- und Augenfarbe eines Menschen, über vernommene Schimpfwörter und dergleichen austramen? Kann man nicht bestimmen: Jeder wird bestraft, dem man nachweist, daß er vor Gericht falsch ausgesagt hat? Natürlich dürften nicht alle falschen Aussagen mit Zuchthaus bestraft werden, sondern nur solche, die sich auf wichtige Angelegenheiten beziehen, und die aus einer bösen Absicht entsprungen sind. Übrigens hat Christi Verbot einen tiefen Sinn und ist psychologisch vollkommen gerechtfertigt. Der wahrhaftige Mensch spricht selbstverständlich unter allen Umständen die Wahrheit, des unwahrhaftigen aber kann man sich durch keinerlei Künste und Zwangsmittel versichern. Wenn man einem, der vor Gericht etwas auszusagen hat, einen Eid auflegt, so erklärt man ihn damit entweder für einen Lügner oder für einen kindischen Menschen, der gedankenlos zu schwagen pflegt, und dem man erst die Hölle heiß machen muß, wenn er einmal ausnahmsweise mit Überlegung sprechen soll; und zu einer dieser beiden Klassen soll nun jeder Deutsche gehören! Nun, es war, wie gesagt, nicht zu verlangen, daß sich unser Reichstag zu einer Auffassung hätte aufschwingen sollen, die einen Bruch mit eingewurzeltten Vorurteilen bedeutet.

Mehr genialen Anstrich als unser trockner und hausbackener Reichstag hat der österreichische; schon durch die interessanten Nationalitäten. Ja er bildet mit der Regierung zusammen ein staatsrechtliches Unikum. Badeni demissionirt, weil er keine Mehrheit findet, oder nicht die Mehrheit, die er zu brauchen glaubt, und erklärt hierdurch Österreich für einen Staat mit parlamentarischer Verfassung, und dieser selbe Badeni bleibt, nachdem ihm der Kaiser geschrieben hat, seine Minister hätten, unbekümmert um die Parteien, bloß mit Rücksicht auf das allgemeine Staatsinteresse zu regieren. Damit ist aber nicht etwa der Konflikt gegeben, bewahre! Den Kern der Reichstagsmehrheit, die nicht Badenis Mehrheit ist, bilden ja seine intimsten Freunde, die polnischen Schlachzigen. So werden der Minister und die Mehrheit, die er nicht mag, in bester Eintracht mit einander leben. Und was spielen die Deutschen, für die doch ursprünglich die interessanten Nationalitäten nur eine schmückende Verbrämung abgaben, im neuen Reichstage für eine Rolle? Vorläufig gar keine. Die Deutschnationalen mögen einige Befriedigung darüber empfinden, daß den Präsidentensessel nicht mehr ein „Judenliberaler“ verunziert, aber Dr. Rathrein vertritt, obwohl er ein Mann deutscher Zunge ist, doch in erster Linie das klerikale Interesse, und die beiden Vizepräsidenten, von denen der eine ein Pole, der andre ein Tscheche ist, kann man beim besten Willen nicht für Deutsche halten. Und nicht bloß südlich bunt ist dieses Abgeordnetenhaus mit seiner undefinirbaren Mehrheit, sondern auch von ganz südlichem Temperament. Unverschämte Lüge, Mörder, frecher Schwindler, so hallte und schallte es in der Sitzung am 7. April herüber und hinüber. „Aber ich bitte, Herr Abgeordneter, solche Beschimpfungen —“ mußte der Präsident einmal über das andre rufen, worauf ihm zur Antwort wurde: „Ja, wir sind doch nicht hier, um einander Schmeicheleien zu sagen,“ oder: „Setzen wir doch einen galizischen Staatsanwalt auf den Präsidentensstuhl!“ Man muß die Selbstbeherrschung des Grafen Badeni bewundern, der es über sich brachte, die galizische Regierung und die Schlachta in einer langen Rede zu verteidigen. Seine Gegenbeschuldigungen waren weniger gegen die polnische Bauernpartei und die Sozialdemokraten als gegen die Ruthenen gerichtet,

die als wütende Bande die polnischen Schlachzigen, diese unschuldigen Lämmer, verfolgt haben sollen. Als ob man nicht wüßte, daß der polnische Adel die Ruthenen jahrhundertlang grausam unterdrückt und versucht hat, sie gewaltsam zu polonisiren, was ihm, obwohl beide Völker nahe verwandt sind, nicht gelungen ist; wiederholt, namentlich in der Zeit von 1648 bis 1708, haben sich die Ruthenen in blutigen Aufständen gegen ihre Peiniger erhoben. Jakobiner nannte Badeni die ruthenischen Geistlichen. In der Sitzung vom 8. April sagte darauf Daszzyński: „Hier sitzt einer von ihnen, Pater Taniaczkiewicz, sehen Sie ihn an, ob er wie ein Jakobiner aussteht.“ (Große Heiterkeit.) Taniaczkiewicz nahm dann selbst das Wort und sagte unter anderm: „Das ruthenische Volk wird niemals vergessen, daß es unter Österreich aus der Knechtschaft befreit und zu einem menschlichen Dasein berufen worden ist. Deshalb sind wir Patrioten; wir sind eine staatserkhaltende Partei, und das wird uns auch von der Ministerbank niemand bestreiten dürfen. Die ruthenischen Abgeordneten werden als radikal bezeichnet. Wenn man unter radikal versteht, daß man mit besten Kräften nach edelster Art dem Volke helfen will, dann nehme ich dieses Wort gern auf; wenn aber der Ministerpräsident einen Anarchisten oder Revolutionär darunter versteht, so weise ich es entschieden zurück. In den gefirgigen Ausführungen des Ministerpräsidenten hieß es immer wieder: wütende Menge, wütende Menge! Ich war in ruthenisch-radikalen Versammlungen; ich habe eine betende, ich habe eine trauernde Menge gesehen, aber von einer wütenden Menge habe ich unter meinem Volke nichts gesehen. Ich bin erst ein angehender Parlamentarier, ich würde mich aber gleichwohl hüten, von einem solchen Worte ohne weiteres Gebrauch zu machen.“ Leider wird die Welt niemals die genaue Wahrheit über die galizischen Wahlen erfahren. Daszzyński und der Ruthene Okuniewski hatten die Prüfung durch einen Parlamentsausschuß beantragt, der das Recht haben sollte, Zeugen vorzuladen. Der Jungtscheche Stransky dagegen, der seine Überzeugung aussprach, daß der Lemberger Landtag und die Regierung am besten wissen müßten, was in Galizien vorgehe und was dort Rechtens sei, beantragte, daß das Material nur dem Wahlprüfungsausschuß überwiesen werde. Die Linke forderte natürlich, daß zuerst über den Antrag der Betroffenen abgestimmt werde, und die Deutschliberalen erklärten, nur wenn dieser verworfen werden sollte, würden sie für den Antrag Stransky stimmen. Aber der Präsident ließ zuerst über diesen abstimmen, und da zum Protest dagegen die Mitglieder der deutschen Volkspartei und der deutschen Fortschrittspartei vor der Abstimmung den Saal verließen, so wurde der Antrag Stransky von der slawisch-klerikal-feudalen Mehrheit angenommen. Also eine unterhaltende Lektüre werden die Berichte über die Verhandlungen dieses interessanten Reichstags ohne Zweifel abgeben, wie er aber mit seinen fünfundzwanzig Weinen in der Arbeit vorwärts kommen wird, das ist eine andre Frage.

Größe. Wieviel liegt doch in diesem einen kleinen Wort! Wie erhebend ist das Gefühl der Bewunderung, die das unbefangne Gemüt großen Menschen gegenüber empfindet! Es pflegt als eine Wohlthat und außerordentliche Günst der Vorsehung betrachtet zu werden, wenn einem Volke ein großer Mann beschieden ist. Diese Wertschätzung der Geister beweist schon, daß sie selten ist. Im allgemeinen wird auch bei Erteilung des Namens „der Große“ Zurückhaltung geübt. Man ist darüber einig, daß viel dazu gehört, sich dieses Namens würdig zu erweisen, vor den Zeitgenossen wie im Urteil der Geschichte als ein großer Mann zu gelten.

Es ist aber schwer, den Begriff der Größe genau festzustellen. Durchweg herrscht mehr ein instinktives Bewußtsein davon, worin Größe bestehe, als daß man

ihre Merkmale genau bezeichnen, und in Worte fassen könnte, was unter einem großen Manne zu verstehen sei. Doch scheint es, daß der Volkssinstinkt ziemlich genau das Richtige trifft, und daß das Urteil der Zeitgenossen von der Geschichte bestätigt wird. Manchmal läßt es sich nicht genau angeben, von welchem Zeitpunkt an die Benennung „der Große“ im Munde der Zeitgenossen entsteht. Auch kommt es wohl vor, daß ein Kampf um die Wertschätzung hervorragender Männer geführt wird. Parteianschauungen, nationale Sympathien und Antipathien spielen hinein in die Beurteilung von Männern, die im politischen Leben eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet haben. Und dennoch, man merkt selbst aus dem Haß die Anerkennung der Bedeutung dieser Männer heraus; man merkt eine gewisse Sympathie und Bewunderung auch dem aus Feindesmund kommenden Urteil an.

Menschen, die über den Durchschnitt bedeutend hervorragten, die sich auszeichneten durch Geistesgaben oder sittliche Kraft, hat vielleicht jeder einmal oder öfter im Leben kennen gelernt. Und wohl denen, die diese ungewöhnlichen Gaben nach ihrem Wert zu schätzen wissen, die des warmen wohlthuenden Gefühls der Bewunderung fähig sind. Weit höher aber noch stehen die Wenigen, die als große Menschen bezeichnet werden. Wir bewundern auch das außerordentliche Talent und sprechen wohl von großen Dichtern, großen Künstlern. Aber groß in anderm Sinne ist uns doch der Mann, der eine geschichtliche Mission zu erfüllen hat, und die Geschichte der Neuzeit lehrt, daß auch in unserm demokratischen Zeitalter mit seinem Streben nach Ausgleichung für das staatsmännische Genie, das mit unbeugbarer Willenskraft und vorausschauendem Blick seine Ziele verfolgt, ein bedeutender Spielraum bleibt. Wie hoch wir die Bedeutung von Kunst und Wissenschaft schätzen, wie sehr wir auch die Geisteshelden bewundern und hochschätzen, die der Menschheit neue Wahrheiten verkündet und dadurch tiefe Herzensbedürfnisse der Menschheit befriedigt haben, die Menschheit aus Gewissensnöten befreit und ihr eine geläuterte Religionslehre gebracht haben, es giebt andre Bedürfnisse der Menschheit, die eben so dringend Befriedigung verlangen. Solange es einen Fortschritt in der Menschheit giebt, werden noch tiefgreifende Änderungen und Umwälzungen stattfinden. Solange die Empfindungen, Bestrebungen, Interessen der einen im Gegensatz stehen zu denen der andern und das, was die einen wollen, nicht zu erreichen ist ohne das Unterliegen der andern, so lange es politische, nationale, soziale Gegensätze giebt, wird es auch Kämpfe in der Menschheit geben, und nicht immer werden sich diese dringenden Fragen auf friedlichem Wege lösen lassen. Denn immer pflegen sich die Anhänger des Alten, die, deren Interessen mit den bestehenden Zuständen in irgend einer Weise verknüpft sind, jeder noch so wohlthätigen Änderung entgegenzustemmen. Da kann dann wohl die große Mehrzahl des Volkes überzeugt sein, daß es anders, besser werden muß, und doch weiß man aus diesen Schwierigkeiten den Ausgang nicht zu finden. Da ist der große Mann am Platz, in dessen Kopf langsam die Gedanken reifen, der sich jahrelang mit den Plänen der Ausführung trägt, in dem vielleicht schon früh das Bewußtsein davon lebt, was er einmal zu leisten und auszuführen habe, ob auch später der Plan im einzelnen manche Änderung erfährt, sich manches in der Wirklichkeit anders gestaltet, als es vorher bedacht war.

Wie aber wird es, wenn sich der große Mann nicht findet zu der Zeit, wo das Volk seiner bedarf? Das Operiren mit dem „wenn und aber“ ist in der Geschichte ein eignes Ding. Es giebt eine geschichtliche Notwendigkeit, die sich vollziehen muß, so oder anders, früher oder später. Niemand wird behaupten wollen, daß Amerika nie entdeckt worden wäre, wenn Kolumbus auf seiner Fahrt verunglückt wäre, oder daß die Losreißung der Vereinigten Staaten von England nie stattgefunden hätte, wenn Washington früh gestorben wäre, oder daß die wichtigsten

Erfindungen der Neuzeit bloß von den einzelnen Personen abhängen, deren Namen mit diesen Erfindungen verknüpft sind, und ohne sie immer unterblieben wären. Die gewaltige That der Abschüttlung des napoleonischen Jochs wurde vollführt, ohne daß die Geschichte einen der dabei mitwirkenden Männer mit dem Namen des Großen geschmückt hätte! Ja die Siege wurden errungen über das erste Feldherrn- und diplomatische Genie des Zeitalters. Wenn unerträgliche Zustände nach Abhilfe schreien, wenn brutale Unterdrückung und unerhörte Ungerechtigkeit die Völker aufs tiefste empört und unerfättliche Eroberungsjucht unnatürliche Staatengebilde geschaffen hat, so wird die Kraft zur Befreiung gefunden, wenn auch die Bewegung nicht in einem einzelnen Mann ihren Mittelpunkt findet, nicht ein einziger gewaltig hervorragt. Auch ist wohl jeder deutsche Vaterlandsfreund davon überzeugt, daß die Einigung Deutschlands einmal kommen mußte. Aber daß sie sich so rasch und vollständig vollzog, daß es gelang, das deutsche Staatsschiff durch so viele Gefahren glücklich hindurchzusteuern, war das Verdienst einer genialen Staatsmannskunst. Es ist auch selbstverständlich, daß der große Mann nicht ein Ausschöpfer ist, der aus dem Nichts Zustände, Verhältnisse hervorzaubern könnte, die ohne sein Zutun vorhanden sind, und deren er zur Ausführung seines Werkes bedarf. Der preußische Schulmeister und viele andre und vieles andre mehr haben zu den deutschen Siegen mitgeholfen. Wir denken nicht so gering von dem deutschen Volke, daß wir glauben sollten, sein Emporkommen und Erstarken haben ganz ausschließlich davon abgehungen, ob einige außerordentlich befähigte Männer seine Führer waren, wie auch in Zukunft das Bestehen des deutschen Reichs nur gesichert sei, wenn immer Männer von gleicher Begabung seine Geschicke leiten. Wir sehen in der Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich einen geschichtlichen Vorgang, der durch mancherlei Ursachen veranlaßt worden ist und nicht mehr dauernd rückgängig gemacht werden kann. Wir glauben und hoffen, daß die Überlegenheit Deutschlands über Frankreich verbürgt ist durch etwas, was bleibt, was die einzelnen Personen überdauert, durch eine Überlegenheit des Volkstums, zu der die Überlegenheit der Volkszahl als weitere Bürgschaft gegen die von den Revanchep länen der westlichen Nachbarn drohende Gefahr hinzukommt.

Es heißt der Größe nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, daß ein Zusammenwirken vieler Kräfte und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände die Ausföhrung des von dem großen Manne geplanten Werkes erleichtert. Der preußisch-deutschen Staatskunst und Heerleitung ist die Verblendung der Gegner, die Unterschätzung der Tüchtigkeit unsers Heeres und der im deutschen Volke schlummernden Kraft, ist Leichtsinm, Unfähigkeit und Kraftlosigkeit der Gegner, sind Fehler der Berechnung, ungeschicktes Operiren, das Spekuliren auf Bündnisse, die nicht zustande kamen, zur Hilfe gekommen.

Rechnen wir das alles zusammen, so ergibt sich als Bedingung für die Wirksamkeit der geschichtlichen Größe, daß sie in den Rahmen der Zeitgeschichte hineinpaßt, ihr Eingreifen in die Geschichte zur rechten Zeit und am rechten Ort stattfinden, daß die Zeitverhältnisse hindrängen auf das von ihr vorbereitete Werk, sodaß ihre Thätigkeit gewissermaßen als das Pflücken einer reifen Frucht erscheint. Die Frage ist vielleicht müßig, ob ein einzelner großer Mann in einer frühern Zeit schon die Einigung Deutschlands hätte durchföhren können. Wir glauben aber diese Frage, wenn sie gestellt wird, verneinen zu müssen. Welche Vorwürfe auch der preußischen Politik der frühern Jahre mit Recht gemacht werden können, die später vollführte Aufgabe war viel zu groß und gewaltig, als daß sie viel früher, mit ungenügenden Mitteln und bei ungenügender Vorbereitung, bei der damaligen Haltung übelgesinnter Mächte und der Isolirung und dem ganzen Zustande Preußens so

erfolgreich hätte vollführt werden können. „Gut Ding will Weile haben.“ Es fehlt nicht an Beispielen, daß Bestrebungen, die geschichtlich vollständig berechtigt waren, erst nach vorhergegangnen mißlungnen Versuchen von Erfolg gekrönt wurden. Die Frucht mußte reifen, still und beharrlich mußten die Vorbereitungen getroffen werden, das Selbstbewußtsein des deutschen Volks mußte erstarken, und der brennende Schmerz über die erlittne Schmach, das immer stärkere Empfinden des Mißverhältnisses zwischen der Bedeutung des deutschen Volks und der staatlichen Ohnmacht Deutschlands wurde zu einem in der deutschen Volksseele kräftig wirkenden Hebel.

Wir haben nur unser Recht gewollt und verlangt. Die Einigung Deutschlands war eine geschichtliche Notwendigkeit, die Verwirklichung des berechtigten Sehns eines großen und durch seine Tüchtigkeit und seine Eigenschaften unter den Völkern hervorragenden und geachtet dastehenden Kulturvolks. Zu dem Begriff der geschichtlichen Größe gehört auch, daß ihr Wirken von dem Urtheil der Geschichte bestetien kann, daß ihre Schöpfungen dauerhaft sind und die Bürgschaft des Bestehens in sich tragen, sich einreihen in den großen Prozeß der Menschheitsgeschichte als lebensfähige Gebilde. Von dem Eroberer, der seinem unerfättlichen Ehrgeiz Tausende von Menschen unnütz opfert, dessen Schöpfungen nach kurzer Zeit verfallen, unterscheidet den nationalen Helden, den Führer einer berechtigten nationalen Bewegung, der höhere sittliche Wert seines Strebens, mag er auch den Krieg als Mittel zur Durchführung seiner Pläne nicht entbehren können. Wie könnte behauptet werden, daß sich bei dem Meide der Feinde Deutschlands der Krieg gänzlich hätte vermeiden lassen, und wie könnte bestritten werden, daß das deutsche Volk seine Tüchtigkeit in den Waffen beweisen mußte, um seinen Platz zu behaupten! Was aber Jahre hindurch die deutsche Staatskunst ausgezeichnet und ihr Ansehen gehoben hat, war die von ihr nach den Erfolgen der Waffen ausgeübte weise Selbstbeherrschung, die zu der von Frankreich ehemals auf dem Gipfel seiner Macht geübten Politik in einem vollständigen Gegensatz steht.

Wir gehen ungern auf den Streit der letzten Zeit ein. Unter den Männern, die das deutsche Reich begründeten, ragt besonders einer hervor. Die Zeitgenossen sind längst darüber einig, ihm den Hauptanteil an diesem Werke zuzuschreiben, ihn als den eigentlichen Schöpfer des deutschen Reichs zu bezeichnen, so weit einer einzelnen Person überhaupt dieser Name beigelegt werden kann. Dies Urtheil, das durch eine genaue Prüfung der geschichtlichen Thatsachen durchaus bestätigt wird, kann nicht umgestoßen werden, auch wird dadurch nicht die Hochschätzung und Verehrung geschmälert, die dem ersten deutschen Kaiser so reichlich zu teil geworden ist. Uns scheint aber, daß die in der letzten Zeit mehrfach unternommenen und nicht sehr glücklich ausgefallenen Versuche, Kaiser Wilhelms Größe zu beweisen, Versuche, die Widerspruch und eine hämische, boshafte Kritik herausgefordert haben, dem Andenken des allverehrten Herrschers nicht dienlich sind.

Ob wir zu arm sind? Der russische Kaiser will große Politik machen, er will Meere und Länder erobern mit List oder mit Gewalt und will auch sein altes Land fruchtbarer machen. Aber das ist kostspielig. Dazu braucht er Geld. Wo kann er das erhalten? Er wendet sich an das deutsche Volk. Das ist reich. Es hat 11 Millionen Pfund = Millionen Mark überflüssig. Die kann es ihm geben; und die armen Engländer geben ihm noch 4 Millionen Pfund dazu. Damit hat er zunächst genug.

Braucht denn aber das deutsche Volk sein aus der Arbeit erspartes Geld nicht selber? Ach nein, es verzichtet ja darauf, große Politik zu machen, es will nicht

daran denken, einen Anfang zu machen zur Selbständigkeit auf dem Meere. Dazu ist es zu arm.

Eine wunderbare Geschäftsweisheit! Man benutzt nicht sein Geld wie ein tüchtiger Geschäftsmann, indem man selber den Gewinn sucht, sondern man giebt es einem fremden Baron in die Hände, damit der einem Zinsen zahlt; man giebt es dem russischen Kaiser, der es anwendet, wer weiß wozu, vielleicht produktiv. Aber was heißt das — produktiv? Wenn in Rußland Eisenbahnen gebaut werden, so ist das für uns nur unter sehr entfernten Möglichkeiten produktiv. Wenn aber bei uns Kreuzer gebaut werden, so kann diese Ausgabe für uns in hohem Maße produktiv werden, auch ohne Krieg.

So bekommt man doch wenigstens sichere Zinsen? O nein! Manchmal auch nicht, das haben unsre Erfahrungen mit den Griechen bewiesen. Wer die Unerschaffenheit und den Leichtsinne unermündiger Völker zu Geldgeschäften benutzt ohne alle Sicherheit, sozusagen auf Ehrenschein, der treibt Wucher, und es ist kein Wunder, wenn er um sein Geld kommt. Warum sollten auch die Griechen zahlen? Es giebt ja keinen Gerichtshof, vor dem sie verklagt, und keinen Gerichtsvollzieher, von dem sie gepfändet werden könnten. Oder glaubt man etwa, daß die englische Flotte auch diesen deutschen Handelsgeschäften ihren billigen Polizeischutz geben müsse?

Ist es nun nicht lächerlich, daß dieselben Leute, die dem griechischen Staate Geld geborgt haben, und die nun immer von der deutschen Diplomatie verlangen, sie solle es ihnen wieder holen, daß zum Teil dieselben Leute grundsätzlich kein Geld haben für die deutsche Regierung, sondern immer behaupten, wir wären zu arm, und der deutschen Diplomatie das Werkzeug zur Arbeit versagen?

Wenn ein polnischer Jude dem Herrn Baron Geld borgte, wer hatte den Genuß davon? Der Baron! Und wer hatte die Schande? Der Jude! Denn er wurde malträtiert schlimmer als vorher, so oft er auf den Hof kam. Und als der reiche Fugger dem römischen Kaiser Geld borgte, wer hatte die Ehre und den Glanz davon? Der Kaiser! Und was hat der Fugger davon gehabt? Den Verlust. Er mußte immer hinter dem Gebatter Kaiserchen herlaufen und nur immer mehr geben, um sein Geld zu retten und — schließlich doch bankrott zu werden.

Wenn nun das deutsche Volk dem russischen Kaiser Geld borgt zu großen Thaten, wer wird davon allen Glanz und Ruhm in der Geschichte und auch den gemeinen Vorteil für die Zukunft haben? Der Russe! Und was wird der Deutsche von diesem Geschäft haben? Nur den Verlust.

Ein Volk, das allen Völkern Geld borgt, kann freilich selbst keine große Politik mehr machen. Es würde ja überall gegen seine eignen Interessen fechten. Es spielt die Rolle des Fugger, der dazu verdammt ist, händeringend hinter seinem großen Schuldner herzulaufen, der ihm aber bei Leibe nicht zwischen seine Pläne treten darf.

Statt zu einem bewaffneten Kaufmann wird das deutsche Volk so zu einem wuchernden Jüdlein. Was sagt dazu der oft genannte „Bürgerstolz?“

Ein modernes Schlagwort in geschichtlicher Beleuchtung. So schwierig es mitunter ist, den eigentlichen Vater eines guten Gedankens festzustellen, ebenso schwierig ist es oft, zu ermitteln, wer zuerst eine landläufige aber thörichte Phrase aufgebracht hat. Wer mag wohl zuerst auf den so unglücklichen und unendlich oft wiederholten Gedanken gekommen sein: Deutschland ist ein Binnenstaat? Wir nennen ihn unglücklich, weil er erstens nicht richtig ist, und weil er zweitens eine Schanze abgiebt, hinter die sich der im freien Felde geschlagene und zu einem Entschluß gedrängte Philister mit der Miene eines Triumphators zurückziehen liebt. Auch der sonst ganz helllichtige Abgeordnete v. Bollmar ist an dem Gemeinplatz hängen

geblieben. Wir sind der Überzeugung, daß jeder politische Satz und jede politische Maßregel durch die Erfahrungen der Geschichte geprüft und gerechtfertigt werden muß, und daß nur selbstgefällige Thoren sich im Vertrauen auf die eigne Allweisheit mit der flüchtigen und oberflächlichen Ansicht des Augenblicks begnügen.

Wir führen die Meinung eines praktischen Staatmannes und Volkswirts an, der dafür bekannt ist, daß er sich nicht durch Phrasen beirren ließ, sondern die Wirklichkeit der Dinge sehen konnte. Also der alte, so oft genannte und so wenig gekannte Justus Möser meint: „Deutschland hat seine Häfen wie andre Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Allein solange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.“ Er schrieb nämlich nach dem siebenjährigen Kriege. Dann fährt er in demselben Aufsatz fort: „Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen, Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nötigte, den Briten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckte und zu entdeckende Weltteile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeigt als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenkt, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht. Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nötigte, den Frieden von ihm mit 10 000 Pfund Sterling zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit ebendem Übergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren gethan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadors dieser deutschen Kaufleute (sie hießen mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhundert behauptete es die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen gegen die Holländer.“

Nach dieser Glanzzeit kam der Fall; Karl V. wollte seinen Sohn Philipp auch zu seinem Nachfolger an der Kaiserkrone machen und wandte ihm die Niederlande und Oberitalien zu. Als sich die deutsche Nation einmütig seinem Vorhaben widersetzte, da blieben diese wichtigen Lande bei Spanien.

Dann kommt das trübste Blatt deutscher Geschichte: im Augsburger Religionsfrieden verzichtet das deutsche Reich auf eine auswärtige Politik. In Religionsfragen soll nicht mehr die Mehrheit entscheiden, und alle Kriege jener Zeit waren Religionskriege — mit Ausnahme der Türkenkriege. Hatten sich die Niederländer im fünfzehnten Jahrhundert von der Hanse losgesagt und gegen die Osterlinge gekämpft, so spähten sie im sechzehnten in der Not des spanischen Krieges angstvoll nach Hilfe aus. Sie wollten sich England, ja sogar dem katholischen Frankreich unterwerfen, wenn sie dort Hilfe gegen ihre spanischen Henker fänden. Wie leicht hätte ein einiges deutsches Reich oder ein einiger protestantischer Bund sie damals dem deutschen Volke und Vaterlande wiedergewonnen! Aber unter den deutschen Protestanten haderten Lutheraner und Calvinisten über ihre Doktrinen „mit mehr als viehischer Dummheit,“ wie die ausländischen Calvinisten klagten. Die Lutheraner begnügten sich in praktischen Dingen mit der Lehre vom leidenden Gehorsam; die protestantischen Fürsten allesamt mit Ausnahme der Oranier trieben ausschließlich Binnenlandspolitik und sahen gar nicht, welche deutschen Lebensinteressen auf dem Spiele standen, sie „gaben die Rheinmündungen preis und erkaufte sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit.“ Weiter und weiter griff der schwelende und züngelnde Brand, bis das ganze Reich in den Flammen des großen Krieges zu Asche versank.

Und wie waren sie gemahnt und gewarnt, wie mächtig war ihnen die Wahrheit in die Ohren posant worden! „Tua, tua res agitur, ruft Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Draniers, auf dem Reichstage 1578 verzweifelt und fragt, ob wir schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere.“ Aber nichts konnte den Streit der Fraktionen zum Schweigen bringen und die Thatenschen besiegen, man trieb weiter Binnenlandspolitik, und die Kämpfer des Weltkrieges sprachen nur noch mit Verachtung von den Deutschen. „Die deutschen Fürsten, spottet Alba, führen Adler, Löwen und Greifen in ihren Wappen, aber den grimmen Tieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Dranien vergleicht uns mit Fliegen, die sich auf dem Fische totschlagen lassen, und der Hugenott Languet meint: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unsers Trauerspiels.“*)

So ist es gekommen: weil wir nicht Weltmachtspolitik getrieben haben, damals, als andre um die Weltmacht kämpften, darum sind wir immer mehr heruntergekommen, und so kann es wieder kommen. Das Zurückbleiben Deutschlands in seiner politischen Machtentwicklung hat auch den Verlust seiner Handelsstellung zur Folge gehabt, der deutsche Kaufmann wurde, durch keine überlegne Macht gedeckt, in der Ostsee durch Schweden vergewaltigt, in England durch die jungfräuliche Königin an die Luft gesetzt. Jeder griff die neutralen Schiffe auf, und Holland und Schweden wurden die Erben der Hanse. Im westfälischen Frieden wurde unser Unglück auch in diesem Punkte vollkommen: Holland, Dänemark und Schweden blieben die Herren unsrer Nordküsten; Deutschland waren nun alle seine Poren für den Außenverkehr völlig verstopft. Der große Kurfürst, seiner Erziehung nach ein Holländer, strebte noch, aus der verderblichen Einschränkung in den Binnenstaat herauszukommen, aber dringendere Aufgaben nahmen die Kräfte des Staates bald völlig in Anspruch.

So ist die erzwungne Beschränkung Deutschlands auf binnenländische Verhältnisse eine Hauptursache, daß aus dem römischen Reich — daß Gott erbarm! — schließlich wurde ein römisches Arm.

Das kann nicht anders geändert werden, als wenn sich das neu geeinte deutsche Reich entschließt, nicht mehr Binnenstaat bleiben, sondern wieder Weltmacht werden zu wollen. Was wir dabei zu beachten haben, ist, daß unsre Macht in Mitteleuropa unzweifelhaften Feinden und zweifelhaften Freunden gewachsen bleibt. Aber es genügt nicht, daß wir nur ängstlich Schildwache stehen vor dem europäischen Frieden und das Lied singen:

Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nirgendwo ein Schade geschieht!

Wenn Herr v. Marschall bei der lahmen Flottendebatte im Reichstage nicht so schüchtern wie ein junges Mädchen von seiner ersten Liebshaft von den deutschen Weltmachtsbedürfnissen und Anrechten gesprochen hätte (es ist nicht so schlimm!), so würde er uns weit besser gefallen haben. Wir haben bei allen äußern Machtfragen noch Bismarcksche Musik im Ohr. Wie ein Marsch wollen uns die zahmen Friedensschalmeien nicht klingen.

Wir sagen auf gut deutsch: Handelsfragen sind politische Machtfragen. Der deutsche Kaufmann darf nicht mehr lange darauf rechnen, daß er seine Eier wie der Kukul in fremde Nester legen kann. Die Tage der englischen Freihandelschwärmerei sind zu Ende. Die Verteidigung und Erweiterung unsrer Märkte

*) Treitschke, Die Republik der vereinigten Niederlande.

fordert starke politische Machtmittel, sonst kann unsre Industrie ihre Öfen ausgehen lassen. Die gelehrten Arbeiter der englischen Großindustrie haben die jetzige Regierungsmehrheit geschaffen. Diese Mehrheit hat eine Milliarde für Kriegsschiffe bewilligt, um damit unbequeme Konkurrenten zu beseitigen — *more britannico*. England ist durch seine Bodenverhältnisse zu solcher Politik gezwungen. Offenheit ist immer gut.

Eine deutsche Zeitung in Ägypten. Seit Mitte März erscheint in Kairo — vorläufig als Wochenschrift — eine deutsche Zeitung, der Ägyptische Kurier. Der Besitzer und Leiter des Blattes ist Herr Hans Resener, der Verfasser des beachtenswerten Werkes „Ägypten unter englischer Okkupation.“ Das Erscheinen dieser neuen Zeitung — die zugleich in französischer Übersetzung herausgegeben wird, da das Französische die Sprache der Levante ist, also auch von dem höher stehenden Mohammedaner gesprochen wird, den die neue Zeitschrift mit deutschen Anschauungen bekannt machen soll — ist in mehr als einer Hinsicht ein bedeutungsvolles Ereignis. Wir haben deutsche Zeitungen in Nord- und Südamerika, allenthalben, wo sich Deutsche niedergelassen haben, blüht bald ein mehr oder minder bedeutendes Zeitungsunternehmen auf. Aber nirgends sonst in der Welt dürfte sich in einem von England okkupierten Lande ein Blatt finden, das den Mut hätte, offen gegen England für die deutschen Interessen und für das Wohl der geknechteten Einheimischen einzutreten. Es ist ein Zeichen der Zeit, ein hochehrfreuliches Zeichen, daß endlich der deutsche Michel wach wird und einzusehen beginnt, wie er sich von den Pfefferjackpolitikern jenseits des Kanals in unwürdiger Weise hat schulmeistern lassen. Jahrzehntelang hat John Bull die Mächte zum Narren gehalten, friedliche Versprechungen gegeben, begütigend zur Ruhe getättselt, jetzt schiebt er die Hände in die Hosentaschen und erklärt unverfroren: *S*, wo werde ich denn! Aus Ägypten will er nicht mehr hinaus, darum auf, deutscher Michel, zeige, daß du genau weißt, wie weit die Rechte der andern, aber auch wie weit die deinigen gehen, zeige, daß du gewillt bist, keine Hand breit davon abzulassen!

Wir Deutschen haben in Ägypten dieselbe Existenzberechtigung wie die Engländer; wenn England vertragsbrüchig, auf einige tausend Mann Truppen gestützt, Vorrechte im Lande fordert, so hat es darauf keinen Anspruch. England hat Ägypten nicht besser gemacht; die Sicherheit ägyptischer Werte ist durch die Okkupation auch nur so lange gewährleistet, als diese in engen Schranken gehalten wird, und man in Frieden mit England lebt. Warum also Benachteiligungen schweigend hinnehmen? Keine Nation sorgt in so „praktischer“ Weise für das Fortkommen ihrer Unterthanen wie die englische. Überall sucht man hier Nichtengländer aus den Ämtern zu drücken und Engländer unterzubringen. Und so etwas geschieht nicht nur Beamten gegenüber! Ein kleines Beispiel: Obgleich in dem Badeort Helouan bei Kairo ein bei Fremden wie Einheimischen gleich beliebter deutscher Arzt lebt, ist den Unternehmern dortiger großer Hotels die Konzession im verfloßenen Jahre nur unter der Bedingung erteilt worden, daß ein englischer Arzt als Badearzt angestellt werde. Der ägyptischen Verwaltung wäre eine derartige Klausel nie eingefallen, aber die allzeit regsame Agence anglaise weiß solche Gedanken wirkungsvoll nahezu legen. Wenn jetzt ein deutsches Blatt auf solche Dinge aufmerksam macht und sie der öffentlichen Kritik auch im Heimatlande preisgibt, darf man wohl hoffen, daß künftig Gegenmaßregeln getroffen werden. So kock John Bull auftritt, wenn sich alles vor ihm beugt, so höflich und nachgiebig wird er, wenn

man ihm die Zähne zeigt. Dieser heilsame Einfluß wird sich dann weiter und weiter erstrecken, es wird vom Mittelmeer über den ganzen Orient wirken, den deutschen Interessen zur Förderung, dem deutschen Namen zur Ehre.

Bildung. Wie ist in deutschen Lettern das Wort Bildung so oft gedruckt worden, wie im verflossenen Winter. Es war zwischen den Pariser Zarentagen und den Unruhen auf Kreta gerade eine günstige Pause für die Beschäftigung der Zeitungen mit einem Gegenstande, der ihnen sonst fern liegt. Die Hochschulvorträge, die Volksbibliotheken, die Volkslesezimmer kamen plötzlich in den Vordergrund. Jede Zeitung glaubte Aufsätze und Notizen darüber bringen zu müssen. Volksbildung, Halbbildung, Aftersbildung schwirren nur so herum. Der Bildungsphilister und der Bildungsenthusiast mußten herhalten. Verlegenheit und Angst blickten flehentlich nach Friedrichsruh und empfingen dann aus Hamburg stärkende Anti-Bildungsphrasen, an denen sie sich aufrichteten. Nun ist im großen Publikum die Geschichte so ziemlich wieder vergessen. Wenn man aber einmal ein recht eindringliches Beispiel der tiefgründigen Ergebnislosigkeit sogenannter Preßkampagnen haben will, erinnere man sich an diesen Humor. Nachdem so endlos viel über, für und wider Bildung geschrieben ist, wissen weder die Leser noch auch die Schreiber, ob und wo es eigentlich an Bildung fehlt. Wie könnte sonst ein großer Teil der deutschen Presse alle Volksbildungsbestrebungen als nutzlos, ja gefährlich hinstellen? Was aber etwa an Bildungsmitteln und Gelegenheiten neu geboten wird, dem stehen sie mit der stumpfen Empfindung gegenüber, daß es ihnen an dem Elementarsten fehlt, an der Erkenntnis dessen, was überhaupt Bildung ist. Wenn es sich um Schul- oder Berufsbildung handelt, kann jeder von bestimmten Erfahrungen, Einrichtungen und Zielen reden; kommt aber die sogenannte allgemeine Bildung in Frage, dann liegt eine unfaßbare Summe von Millionen einzelner Bestrebungen, Bemühungen, Wünschen und Ansichten vor, von deren Wesen und Wert sich niemand ein klares Bild macht. Man kommt da allerdings nicht mit Schulstatistiken und Analphabetenlisten aus. Was und wieviel liest ein Volk und das Volk? Welche geistigen Interessen sind über das „Fach“ hinaus vorhanden? Wie äußert und befriedigt sich das Streben nach geistigem Genuß? Und nach ästhetischem? Darüber vernehmen wir höchstens Ansichten und Meinungen, es giebt kaum Anfänge einer Litteratur darüber. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß die allgemeine Bildung der scharfen Umgrenzung und Zweckbestimmung der moralischen Bildung und der Berufsbildung entbehrt. Der Begriff ist jung, er reicht nach Eucken in seiner geistigen Bedeutung nur in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinauf. Er ist noch nicht durchgearbeitet und geklärt, doch hat ihn das Leben in den letzten Jahrzehnten fester ergriffen, und wir sehen immer zahlreichere und deutlichere Linien auf ein Ziel hinlaufen, das allgemeine Bildung ist. Es ist sehr dankenswert, daß ein Sozialphilosoph gerade diesen Begriff zum Gegenstand einer gemeinverständlichen Besprechung gemacht hat. Wer die kleine Abhandlung*) von Schubert-Soldern durchliest, weist der allgemeinen Bildung wahrscheinlich hinfort eine festere und höhere Stellung an als die vielen, die heute mit den Worten Halbbildung und Scheinbildung um sich werfen, sobald sie ein Bildungstreben wahrnehmen, das über die Elemente des behördlich geachteten Wissens oder über das Notwendigste des Berufs hinausgeht. Wir möchten auf einige Punkte hinweisen, die uns aus diesen Betrachtungen wie Lichtquellen anstrahlen. Zuerst das „Allgemeine“ in der Bildung, das keines-

*) N. v. Schubert-Soldern, Über den Begriff der allgemeinen Bildung. Leipzig, Hermann Haacke, 1896.

wegs nur die Ableitung aus der Menge des Einzelnen ist, sondern für sich steht und wirkt. Wer die einzelnen Wissenschaften versteht, versteht noch nicht das allen Gemeinsame, das nicht aus den einzelnen herausgezogen werden kann, sondern über den einzelnen schwebt. Die Einseitigkeit der Bildung kann dem gründlichsten Gelehrten jedes Urteil über den Wert seiner Wissenschaft rauben und damit seine besten Bestrebungen verkümmern. Er muß durch allgemeine Bildung einen Standpunkt gewinnen, von dem aus er sein eignes Fach und zugleich die andern übersieht. Der Gebildete soll aber nicht für sich allein, für seinen Beruf, seine Angelegenheiten gebildet sein, er soll Anteil nehmen an den allgemeinen Bedürfnissen andrer. Je mehr er es thut, desto mehr nützt er sich selbst durch die Förderung allgemeiner Interessen und durch das moralisch-ästhetische Vergnügen der Betrachtung des Wohlseins andrer. Je mehr sich die Arbeit des Einzelnen verengt und vertieft, um so breiter muß der Boden werden, auf dem sich Menschen verschiedener Berufe treffen können. Je weniger selbstverständlich das wechselseitige Verstehen der Menschen über ihre Bedürfnisse wird, desto notwendiger wird der gemeinsame Boden der allgemeinen Bildung. Der Berufs- und Standesabsonderung steht die Annäherung durch den Verkehr und den Staat entgegen, die die Menschen in immer engere Berührung bringen wollen und müssen. Es sind zwei Kräfte, die in entgegengesetztem Sinne auf die Gesellschaft wirken. Im Interesse der Gesellschaft und des Staates liegt es, daß die Bildung nicht so verschieden ist, daß die Gruppen und Schichten einander überhaupt nicht mehr verstehen. Mindestens sind Abstufungen notwendig, durch die die Angehörigen der höchsten und niedersten Bildungsstufe mittelbar in Verkehr treten können, indem die aneinander grenzenden und ineinander übergehenden Stufen zu gegenseitiger Verständigung gelangen.

Auf das gleiche Ziel wirkt der Einfluß der allgemeinen Bildung auf den Charakter. Durch bloße Berufsbildung wird unvernünftiger und kurzsichtiger Egoismus großgezogen, der „praktische Sinn“ genährt, der nur auf Gelderwerb, rohen sinnlichen Genuß und überschwänglichen Luxus ausgeht. Die allgemeine Bildung hat keinen materiellen Vorteil im Auge, sie erweckt das uneigennütige Interesse an der Sache. Es ist eben deshalb auch ganz unrichtig, die allgemeine Bildung immer nur als eine Bildung aufzufassen, die nach der Schule zu erwerben sei. Eine gute Schulbildung ist im Gegenteil die beste allgemeine Bildung, und ganz besonders liegt der Wert einer guten Gymnasialbildung darin, daß sie für kein Brotstudium vorbereitet, sondern den Knaben zum Menschen und Bürger heranbildet. Wenn so viele Versuche, sich später eine allgemeine Bildung anzueignen, in Oberflächlichkeit auslaufen, so liegt sehr oft die Schuld daran, daß die Schule versäumt hat, den idealen, im Objekt selbst Befriedigung suchenden Sinn bei der Jugend zu wecken.

Die allgemeine Bildung hängt eng mit der ästhetischen zusammen. Die eine und die andre sind notwendig, um aus dem ästhetischen Genuß die geistige und leibliche Erholung zu gewinnen, deren Regelung der Hauptzweck der ästhetischen Bildung ist. Sehr schön weist Schubert-Solbern nach, wie die ästhetischen Genüsse der Weiterentwicklung im quantitativen Sinn widerstehen, wie ihre qualitative Steigerung dagegen in der Verbindung mit geistigem Gehalt zu suchen sei. Tieferer ästhetischer Genuß setzt allgemeine Bildung voraus und fördert sie zugleich.

Erwäge ich im Lichte dieser Betrachtungen einige der Einwürfe, die den eingangs genannten Bildungsbestrebungen gemacht werden, so meine ich, daß eine Schrift wie diese besonders in zwei Richtungen Nutzen stiften könnte. Indem sie das Wesen der allgemeinen Bildung bestimmt, macht sie uns auf die immer wiederkehrende Vermengung von Kenntnissen und Bildung aufmerksam, unter der besonders die Beurteilung des Wertes öffentlicher Vorträge leidet. Und indem sie die soziale

Bedeutung der allgemeinen Bildung kennen lehrt, mit der natürlich die staatliche Bedeutung gegeben ist, bewahrt sie uns vor der Gefahr, den Nutzen der auf Hebung der allgemeinen Bildung gerichteten Bestrebungen nur an Kenntnissen und Fertigkeiten zu messen und die ästhetischen und ethischen Vorteile zu übersehen oder zu unterschätzen.

Charlotte von Schiller. Ob man nach allem, was über Schiller veröffentlicht worden ist, über seine Gattin noch ein annehmbares Buch schreiben könne, mußten wir uns zweifelnd fragen, als wir mit nicht großen Erwartungen an das kleine Lebensbild von Dr. Hermann Mosapp gingen (Heilbronn, Max Niemann). Aber die Lektüre zeigte uns, daß es sogar ein recht glücklicher Gedanke war, das Leben des Dichters nur vom Kreise seiner kleinen Familie aus darzustellen. Die Litteraturgeschichte zeigt ihn uns beschäftigt mit hohen Gedanken und ein großes Werk nach dem andern in erstaunlich schneller Folge erschaffend. Darüber vergessen wir leicht, in wie kleinen und beinahe kümmerlichen Verhältnissen er sich mühevoll durch das Leben arbeiten mußte. Charlotte war arm, aber adlich, die Verbindung galt auch ohne Vorurteil als Mißheirat. Daß der Bräutigam um 1789 schon Dramen geschrieben hatte, die auf den Theatern aufgeführt wurden, daß er Geschichtsprofessor in Jena geworden war (einstweilen ohne Gehalt; erst nach der Verlobung gewährte ihm der Herzog zweihundert Thaler), kam dabei nicht in Betracht. Den Standesunterschied glich des Herzogs Freundlichkeit später aus. Aber das Geld blieb knapp im Hause, solange Schiller lebte. Außerdem war seine Gesundheit schon vor der Heirat gebrochen, und bald kamen gefährliche Krankheiten, die anstrengende Pflege forderten. Alles, was nun erforderlich war, hat Charlotte mit ihren schwachen Kräften, aber an Geiste stark geleistet, und alles, was sie entbehren mußte, hat sie ertragen. Sie hat nicht über die äußere Bürde ihrer Ehe geklagt, sondern ihren Mann noch gestärkt und gestimmt zu der Arbeit, in deren Erfolgen ihr einziger Stolz lag. Und als er gestorben war, ließ sie sich von ihrer alten Mutter mit dem Gedanken trösten, einen guten Teil ihres Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein. Sie erlebte es nun zum Dank für ihre treue Arbeit, daß das Andenken des Verstorbenen, man möchte sagen, pekuniäre Wunder wirkte, denn solche Summen, wie ihr jetzt zu teil wurden, hatte sie früher nicht gekannt, und von materiellen Sorgen für sie und die Kinder war keine Rede mehr. Das war des Mannes Segen, durch den ihr nun auch äußerlich alles vergolten und ersetzt wurde.

Der Verfasser beschreibt uns das Leben in Rudolstadt, Jena und Weimar in einfacher, anschaulicher Sprache, meist nach Briefen. Wir halten sein kleines Buch für außerordentlich nützlich. Wir nennen Schiller als Dichter ja einen Idealisten. Will man sehen, daß er es auch im Leben gewesen ist und in seinen Ansprüchen (was vielleicht nicht ganz so leicht ist), so lese man dieses Buch. Ach, wie glücklich waren diese Menschen in ihrer Zeit! Was würde heutzutage wohl ein Schiller, wenn er zum zweitenmale möglich wäre, an äußerem Lebensaufwand voraussetzen?

Es wäre ja ganz hübsch, wenn es sich wirklich zugetragen hätte, daß der Herzog von Meiningen kürzlich seinem ausspruchsvollern Theaterdichter einmal Bauerbach zum Aufenthalt vorgeschlagen hätte, wo es zugleich an Erinnerungen an große Vorgänger nicht fehle. Hat man's aber auch nur für die Zeitungen erfunden, so hat die Erfindung doch ihren tiefen Sinn. Wieviele Bauerbachs kämen wohl heute auf einen einzigen Schiller?